

Die selbstverschuldete diverse Leerstelle.

Visionen für eine Kulturinstitution in der Stadtgesellschaft

Impulsvortrag von Oliver Kontny im Rahmen des vierten Treffens des Netzwerks Kulturelle Bildung und Integration am 5. November 2015 in der Stiftung Genshagen.

Obschon ich mich sehr geehrt fühle, die Keynote zum diesjährigen Treffen des Netzwerks Kulturelle Bildung und Integration halten zu dürfen, und an dieser Stelle Christel Hartmann-Fritsch, Susanne Stemmler und Sebastian Saad herzlich danken möchte für ihre Einladung, habe ich tatsächlich lange nicht gewusst, was ich sagen soll.

Was sollte ich, aus den Erfahrungen und Gedanken der letzten Monate heraus, unter dem Arbeitstitel „Visionen für eine Kulturinstitution in der Stadtgesellschaft“ heute vortragen?

Die Klassische Bedeutung von Vision wäre: Etwas (Verborgenes) schauen, was Menschen normalerweise nicht sehen, und alles aufschreiben, was man sieht, damit die anderen sich eine ungefähre Vorstellung davon machen können. Das kennen wir von Hildegard von Bingen oder Muhyiddin ibn Arabi.

Auf der anderen Seite steht der Gebrauch des Wortes *Vision* heute: Im besten Falle bezeichnet es ein strategisches Ziel, das noch nicht alle verstehen außer den Hardcore-Insidern; im schlechtesten Falle dient es schlicht als *Headline* für ein *Paper* mit *Buzzwords*, das Geldgeber und Entscheidungsträger mit dem Gefühl hinterlassen soll, sie wären da an was Großem dran.

Natürlich weiß ich, dass es uns heute um weder noch geht, sondern um die intendierte Bedeutung von Vision als ein offenes Angebot über das zu sprechen, was sein soll. Ein Hilfskonstrukt, um mögliche Veränderungen auszuloten. Wissend, dass aber auch alles ganz anders kommen kann.

Dennoch: Vor dem Hintergrund dessen, was wir in den letzten Monaten jeden Tag an Nachrichten lesen oder im Alltag mitbekommen, hat der Begriff der Vision für eine Zukunft von Stadtgesellschaft eher einen apokalyptischen Geschmack bekommen.

Kann es sein, dass wir vor der Gefahr des Zusammenbruchs einer demokratischen Gesellschaftsordnung stehen?

Apokalypse und Betriebsblindheit

Über Apokalyptisches kann heute nur noch als Topos gesprochen werden.

In einem mehrheitsgesellschaftlichen und insbesondere kulturbetrieblichen Umfeld ist das Wort apokalyptisch nur noch als säkularisierte Metapher geläufig für Ansichten, die den totalen Zusammenbruch der Zivilisation voraus-unkennbar und die man immer nervig bis bescheuert findet. Als *fun* und *fiction* sind Weltuntergangsszenarien allerdings der Renner: Wenn Sie sich die Neuerscheinungen im Bereich Science Fiction anschauen, spielen rund 80% aller Titel in einem sogenannten post-apokalyptischen Setting – auch bei digitalen Games und Blockbustern geht immer noch ein bisschen mehr Zerstörung, mehr Rohheit, mehr *survival*. Nicht zu vergessen die Zombie-

Apokalypse, ein mittlerweile eigenes Genre, das sich aus dem Horror herausgelöst und gleich noch eine Figur angeeignet und kolonisiert hat, die ursprünglich über die tiefen, den Tod überdauernden psychischen Leiden versklavter Arbeiterinnen und Arbeiter in der Karibik erzählte. Selbstverständlich spielen auch Theater und Performance gern mit den Codes und Zeichen apokalyptischer Topoi, aber zumeist eben von der Warte eines sicheren, geschützten Raums aus.

Aber gibt es überhaupt noch Räume ohne Terror? Wenn ja, wäre die Kulturinstitution in der Stadtgesellschaft ein solcher?

Alle realen Nachrichten von epochalen Verbrechen an Menschen geraten in den Ruch des Apokalyptischen und der Panikmache – ich mache die Erfahrung, dass viele Menschen lieber abschalten, damit sie noch was geschafft kriegen, und der steigende Erfolgsdruck in der Kulturarbeit führt dazu, dass Empathie, Trauer, Wut, Angst und Ratlosigkeit über Vorkommnisse jenseits des eigenen Arbeits- und Sexuallebens nur begrenzt zuzulassen sind. Kulturschaffende in digitalen sozialen Netzwerken überformen Brecht, der an uns Nachgeborene schrieb:

*Eine glatte Stirn
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende
Hat die furchtbare Nachricht
Nur noch nicht empfangen.*

Doch, er hat sie empfangen, Kulturschaffende empfangen immer alle Nachrichten sofort und reagieren baldmöglichst. Er hat sie halt nur weggeklickt, damit er noch was geschafft kriegt, statt depri zu werden.

Worauf Brecht entgegnet:

*Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt
Aber glaubt mir: das ist nur ein Zufall. Nichts
Von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich satt zu essen.
Zufällig bin ich verschont.*

Daher möchte ich gegen das lustvolle Spiel mit der Apokalypse ebenso wie gegen den calvinistischen Instinkt des Abblockens und Wegschauens im Namen des Sattessens, vielleicht gar mit Brecht, den Habitus des Prophetischen geltend machen.

Was könnte das für uns bedeuten?

Nehmen wir zum Beispiel Amos, einen Hirten aus dem 8. Jahrhundert v.u.Z. Das nach ihm benannte Buch macht ihn zum ältesten der sogenannten Schriftpropheten in der Hebräischen Bibel. Bei ihm heißt es:

Ich hasse, ich verabscheue eure Feste, und eure Feiern kann ich nicht riechen!

...

Tu mir das Geplärr deiner Lieder hinweg, dein Lautenspiel will ich nicht hören!

Es soll aber Gerechtigkeit aufrauschen wie Wasser und Wahrhaftigkeit wie ein unversiegbarer Strom!

[AMOS 5:21 ff.]

Kontext: In einer Gesellschaft, in der die Elite die Rechte aller anderen mit Füßen tritt, bringen weihevollere Kulthandlungen überhaupt nix, sie werden das Gemeinwesen nicht vor der Zerstörung retten. Spoiler: Der erste Schriftprophet Amos wird von Priester und König aus dem Nationalheiligtum Beth-El rausgeworfen und am Ende bleibt kein Stein auf dem anderen.

Für mich heißt das zunächst einmal auf einer ganz wörtlichen Ebene, dass wir keine superschicken Festivals brauchen, nicht einmal außergewöhnlich gut gesungene oder gespielte Abende, sondern – freilich mit den Mitteln der Kunst, und die sollte natürlich nicht schlecht sein – Beiträge leisten müssen zu einer Praxis der Gerechtigkeit und einem Diskurs der Wahrhaftigkeit. Zudem könnte es bedeuten, dass wir mit Kulthandlungen / mit Kulturarbeit nicht die Welt verändern können. Es kommt nicht auf sie an, sondern auf soziale Gerechtigkeit.

Was könnte es noch bedeuten? Gehen wir in die Beispiele.

Willkommenskultur

Eine der offensichtlichsten Aufgaben, die Kultureinrichtungen in der Stadtgesellschaft in der kommenden Zeit zufallen wird, ist das Mitwirken an einer Willkommenskultur.

Willkommenskultur: Ursprünglich hab ich den Begriff auch benutzt. Ich dachte, die Politik und auch die Verwaltung hätten gelernt aus den Versäumnissen der letzten Jahrzehnte und es sollte jetzt eine neue *Kultur* geschaffen werden im Sinne eines Umgangs der Behörden mit Menschen, die neu immigrieren, und sich willkommen fühlen sollten statt erniedrigt, verachtet und verdächtigt, wenn sie mit öffentlichen Einrichtungen zu tun haben.

Nun aber gibt es seit dem Sommer 2015 eine breite, sichtbare Strömung in der Bevölkerung, die Geflüchtete willkommen heißt, manchmal viel zu wörtlich, mit Kuschtieren, aber definitiv große Anstrengungen aufbringt, um die Menschen mit dem Nötigsten zu versorgen, während sie tage- oder wochenlang im Freien vor Registrierungsstellen warten, in Zelten oder Turnhallen frieren, von Wachdiensten misshandelt werden oder in die Fänge eines privatisierten Unterkunftswesens geraten, das drei Mal täglich abgepackte Cervelatwurst serviert.

Die Willkommenskultur ist also auch privatisiert und auf das ehrenamtliche Engagement von Bürgerinnen und Bürgern abgewälzt worden, die das absichtliche (vorsätzliche) Nichthandeln staatlicher Stellen aufzufangen versuchen. Ehrenamtliche Hilfstätigkeit und Asylrechtverschärfungen

zusammen sollen so eine Antwort auf die vermeintliche „Flüchtlingskrise“ bilden, das Engagement wird gewissermaßen kolonisiert.¹

Anlässlich der Verleihung des Friedenspreises sagte Navid Kermani unlängst: „Es ist beglückend zu sehen, wie viele Menschen in Europa und besonders auch in Deutschland sich für Flüchtlinge einsetzen. Aber dieser Protest und diese Solidarität, sie bleiben noch zu oft unpolitisch. Wir führen keine breite gesellschaftliche Debatte über die Ursachen des Terrors und der Fluchtbewegung und inwiefern unsere eigene Politik vielleicht sogar die Katastrophe befördert, die sich vor unseren Grenzen abspielt.“

Ich möchte heute aber insbesondere auf die Katastrophe schauen, die sich innerhalb unserer Grenzen abspielt. Vor Behörden, die Geflüchtete abfertigen, und in manchen Unterkünften herrschen Zustände, über die Stimmen aus Wohlfahrtsverbänden und Parteien sagen: „Es grenzt an Menschenverachtung.“

Nach einer Erhebung des Bundeskriminalamtes gab es im vergangenen Jahr 1005 Straftaten gegen Unterkünfte für Geflüchtete – damit hat sich die Zahl binnen eines Jahres verfünffacht.² Das sind fast drei Anschläge pro Tag. Die Polizei hat von Januar bis Ende Oktober 2015 nach vorläufiger Zählung 11.312 rechts motivierte Straftaten registriert,³ Im August 2015 verzeichnete die Polizei über 1.450 rechts motivierte Straftaten, das waren rund fünfzig pro Tag. Noch nicht eingerechnet sind sogenannte Nachmeldungen.

Da die Polizei über Jahre hinweg die Morde des NSU nicht als rechts motivierte Straftaten betrachten wollte, muss diese Statistik Angst machen. In Altena zündete am 4. Oktober ein Feuerwehrmann eine Unterkunft an, die Staatsanwaltschaft zählte die Tat nicht als politisch motiviert, da der Mann kein organisierter Neonazi, sondern Feuerwehrmann sei. In Perlach wurde am 18. Oktober das Auto einer türkischen Familie mit einem Hakenkreuz beschmiert, die Polizei ermittelte, konnte aber in diesem Fall keinen rechtsextremen Hintergrund feststellen – allerdings ermahnte sie die Familie, das Auto umgehend reinigen zu lassen, da sie ansonsten wegen des Zeigens verfassungsfeindlicher Symbole strafrechtlich belangt werden könne.

Beispiele wie diese würden in einem fiktionalen Text keiner Dramaturgin und keinem Lektor standhalten, weil sie zu überspitzt scheinen.

Zusammenfassend sagt Patrick Gensing, der Rechtsextremismus-Experte der Tagesschau: „Wenn die Behörden es nicht schaffen, Gewalttäter zur Rechenschaft zu ziehen, organisierte

¹ Ganz anders ist es in unserem Bereich auch nicht – Kulturarbeit und insbesondere kulturelle Bildung werden von Entscheidungsträgern zwar verbal gewürdigt, aber kulturpolitisch tendenziell ins ehrenamtliche Engagement (oder zumindest doch in die Kategorie unterbezahlte Aufopferung) gedrängt, während die 'echte' Politik in Stadtgesellschaft solcherart interveniert, dass Ausschluß, Ungleichheit, Diskriminierung und Kulturlosigkeit immer wieder und verschärft neu produziert wird. Gleichzeitig sind große, solide finanzierte Einrichtungen natürlich gut aufgestellt, die bereitgestellten Gelder für Projekte mit Geflüchteten abzugreifen, was kleineren Häusern oder freien Gruppen sehr viel schlechter gelingt.

² <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/fluechtlingsheime-bundeskriminalamt-zaehlt-mehr-als-1000-attacken-a-1074448.html>

³ <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2015-12/rassismus-rechtsextremismus-anstieg-straftaten>

Schlägerkommandos sowie die Serie von Anschlägen zu stoppen, gleicht das einer Kapitulation des Rechtsstaats.“

Von den unermüdlichen Aufläufen von Pegida, Hogesa, NPD, AfD etc. wissen Sie ebenfalls. Letztere liegt im Februar 2016 in Umfragen bei bis zu 12% und radikalisiert sich stetig. Ihr NRW-Chef Pretzel fordert, auf Geflüchtete zu schießen.

Bitte klicken Sie mich an diesem Punkt nicht weg.

Ich sage: Der rechte Terror bedroht schon längst uns alle und auch Spiegel, Süddeutsche, Zeit und Co berichten mittlerweile offen über eine „deutsche Verrohung“ (Markus Feldenkirchen). Vor dem Dortmunder Schauspielhaus stehen nach Aussagen des Dramaturgen Michael Eickhoff regelmäßig Nazis und fotografieren alle, die ein- und ausgehen.

Für einen Paradigmenwechsel in der kulturellen Bildung

Daraus folgt die banale These: Theater bzw. Kultur muss die Menschen wieder handlungsfähig machen gegenüber Problemen.

Es macht doch eh nicht wirklich glücklich, jeder Stellungnahme gegenüber immer nur zu sagen: Ja, das ist in Wirklichkeit halt viel komplexer. Eigentlich ist alles viel zu komplex. Ich kann es halt höchstens fragmentarisch darstellen und einen Metakommentar zu meiner Haltung als Kunstschaffender einbauen, der natürlich ironisch gebrochen werden muss.

Hier diene als Beispiel ein Interview, das der Theaterkritiker Peter Laudenbach mit der Potsdamer Philosophin Susan Neiman für *brand eins* geführt hat: Neiman argumentiert für eine praktische Vernunft, die nicht einfach die Aussage ‚Die Welt ist halt nicht so, wie wir sie uns wünschen‘, pragmatisch akzeptiert und dann mit dem persönlichen Leben weitermacht, sondern verändernd eingreifen will. Das ist klassischer Kantianismus und klingt erst einmal nicht unerhört. Doch Laudenbach will keine ethische Position zulassen. Er fragt:

Was ist so schlimm daran zu sagen: Es gibt nur diese Welt, und ich möchte in ihr gut leben?

Neiman: Es funktioniert nicht. Die Welt, wie sie ist, ist nicht in Ordnung.

Laudenbach: Wer entscheidet das?

Neiman: [...] Vom Papst bis zum letzten Hipster ist das jedem klar. Wir sind dabei, den Planeten zu ruinieren.

[...]

Laudenbach: Kein Mensch hält es aus, sich permanent mit diesen Grausamkeiten auseinanderzusetzen. Ist es gesund, das zum Teil zu verdrängen?

[...]

– Gibt es nicht die Gefahr der etwas selbstgefälligen moralischen Überheblichkeit?

[...]

– Michael Kohlhaas ist der Titelheld einer Kleist-Novelle. Weil ihm ein eher kleines Unrecht geschieht, läuft er Amok. Ist das nicht ein gutes Beispiel für zerstörerischen Moral-Furor?

Ich habe diesen Text wirklich sehr gern gelesen, weil Peter Laudenbach wie eine Bühnenfigur das verkörpert, was wir an kultureller Verfaßtheit überwinden müssen, um als Menschen weiterleben zu können. Als ich dann einen Text von Adorno las, mit dem ich Sie später noch quälen möchte, fiel mir folgender Satz ins Auge: „Erstaunlich, wie prompt selbst die törichtsten und naivsten Menschen reagieren, wenn es ums Aufspüren von Schwächen des Besseren geht.“

Obschon Laudenbach weder töricht noch naiv ist, zeigt seine Obsession fürs Aufspüren von Schwächen des Besseren eine Haltung, die ich in vielen Bühnenproduktionen, natürlich auch Kritiken, und im Umgang Kulturschaffender miteinander sehr oft als intellektuelle Skepsis verkleidet wahrgenommen habe. Ist sie nicht Teil der Event-, Spektakel- und Unterhaltungskultur?

„Das zentrale Kriterium künstlerischer Veranstaltungen“, schreibt Diedrich Diederichsen in seinem Buch *Eigenblutdoping*, sei nicht mehr „Kritik, Wahrheit oder Schönheit“, sondern das „Gelingen einer möglichst heiter vertriebenen Zeit“. Kunsterfahrung bekommt etwas Therapeutisches, sie dient der Herstellung von Gemeinschaftsgefühlen, von Atmosphäre und Präsenz, von Dabeisein und „Lebendigkeit“

Es ist völlig klar, dass wir nach der Überfahrt über den Styx der Postmoderne nicht mehr dahin zurückdürfen, das Gute, Wahre, Schöne zu produzieren. Dieser Konsens wäre nach all den Jahren Postdramatik und Video Art gegen neoromantische Positionen à la Mosebach zu verteidigen. Aber dennoch: Wir brauchen einen Paradigmenwechsel. Wir brauchen eine kulturelle Bildung, die als übergeordnetes Ziel gegen den grassierenden Faschismus, gegen gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, gegen Rassismus, Sexismus, Homophobie etc. angeht, indem sie Menschen bildet, anders zu fühlen, anders zu interagieren, anders zu denken. Anders zu sehen und anders zu tanzen und anders zu spielen.

Und dies wäre mitnichten eine politische Bildung mit Mitteln der Kunst. Vielmehr geht es darum, sich Adornos alte Einsicht zu vergegenwärtigen: „Jede Debatte über Erziehungsideale ist nichtig und gleichgültig diesem einen gegenüber, dass Auschwitz nicht sich wiederhole.“ Der Philosoph und Sozialforscher hat sie nach seiner Rückkehr aus dem Exil in einem Aufsatz namens „Erziehung nach Auschwitz“ formuliert. Sie gilt meines Erachtens auch und gerade für den Bereich der Kultur, wo Adorno eigentlich zuhause war.

Gegenüber den Verfechtern der Kunst, die einfach nur Kunst sein dürfen will, ohne irgendeinem blöden Zweck dienen zu müssen, ließe sich hier anmerken, dass Adorno seine künstlerische Bewunderung für Gustav Mahler, für Paul Klee und für Samuel Beckett ganz sicher nicht politischen Etappenzielen untergeordnet hat. Im Gegenteil, aus dem Kunstgenuß hat er jene Erkenntnis(se)

gewonnen, die politische Argumentation erst menschlich machen; doch die Bewunderung für die Kunst erwächst daraus, dass sie die zerbrechliche Menschlichkeit gegenüber dem allmächtigen Faschismus aufscheinen lässt.

Wir müssen, wenn wir über interkulturelle Kulturelle Bildung sprechen, den Bruch vollziehen mit dem Paradigma, gemäß dem eine kleine, weiße Elite sich mit den Defiziten der bildungsfernen Migranten beschäftigt. Wir müssen die ganze Gesellschaft denken, und wir müssen sie denken als eine, die gerade unwiederbringlich zerfällt und verroht.

Ein weiterer Bruch scheint mir vonnöten: Lassen wir ab von den Projekten mit Geflüchteten! Ich glaube, Geflüchtete brauchen nicht die *Hilfe* der Kulturinstitutionen. Sie brauchen vielmehr Kulturinstitutionen als Teil einer Stadtgesellschaft, die ihrem Zielpublikum erklären, dass wir *als Stadtgesellschaft* eine Erosion des Rechtsstaates und einen Erdrutsch zum Rechtspopulismus nicht ertragen können. Sie brauchen Kulturinstitutionen, die dazu beitragen, dass ein bürgerrechtliches Bewußtsein entsteht, kraft dessen ihnen ihre Grundrechte gewährt und ihre Würde nicht länger abgesprochen werde.

Die Berliner Kuratorin Bahareh Sharifi fasst dies sehr prägnant: „Künstler*innen, die sich aus eigenen Erfahrungen heraus mit den Themen Asyl, Flucht und Migration beschäftigen, wurde jahrzehntelang der ästhetische Gehalt ihrer Arbeit abgesprochen. Sie wurden meist lediglich als sozialpädagogische Projekte abgetan. Wenn jetzt aber deutsche Stadttheater – die übrigens immer noch die Verwendung von Blackface und dem N-Wort zu legitimieren versuchen – ihre Räume zur Beherbergung von Geflüchteten zur Verfügung stellen, dann werden sie dies tun, ohne im eigenen Personal jene zu finden, die Arabisch, Farsi, Dari, Paschtu oder Urdu neben der deutschen Sprache sprechen. Während im Bildungs- und Sozialbereich, in der Medizin, ja in vielen anderen Lebensbereichen diese Übersetzungsarbeit zum Teil von Mitarbeiter*innen selbst geleistet werden kann, kommt die selbstverschuldete, diverse Leerstelle im Kulturbereich derzeit deutlich zum Ausdruck.“

Wir brauchen auch im Inneren der Institutionen, nicht nur in der Darstellung nach außen, eine Rückkehr zu den Menschenrechten, deren Durchsetzung eng mit dem Projekt bürgerliches Drama verbunden war.

Erinnern Sie sich an die Berichte über die Uraufführung von Schillers *Räubern* am Nationaltheater Mannheim 1782. Schiller selbst schreibt, er habe nie damit gerechnet, dass sein Drama je aufgeführt werde. Als es dann doch dazu kam, zerlegte das junge Publikum die Bestuhlung im Saal. Ein Augenzeuge berichtete von „rollenden Augen, geballten Fäusten, stampfenden Füßen, heiseren Aufschreien“.

Letztes Jahr sah ich gemeinsam mit dem indischen Theaterwissenschaftler Rustom Bharucha am Mannheimer Nationaltheater eine Aufführung von Elfriede Jelineks *Die Schutzbefohlenen* in Nicolas Stemanns Inszenierung. Wir diskutierten darüber bei einer Veranstaltung in der Zukunftsakademie NRW. Der Aufführung, die sich eines Chors von Geflüchteten bedient und einen Text benutzt, der

empören, aufrütteln und provozieren will, leistet genau eines nicht: Einen Anspruch sozialer Gerechtigkeit als wesentliches Handlungsmoment zu vertreten.

Man bleibt, als weißer Betrachter, bestenfalls von der Komplexität des Themas und der eigenen Ohnmacht fasziniert. Schwarze Betrachterinnen und Betrachter haben den Abend häufig als entwürdigend und dümmlich erlebt.

Diese Unterscheidung ist wichtig, weil sich regelmäßig die Sehgewohnheiten und Sehepunkte so stark auseinanderdividieren, dass nicht einmal Diskussionen über die Rezeption mehr gelingen. Wenn Menschen im Kulturbetrieb nicht in der Lage sind, unterschiedliche Positionen anzuerkennen und nachzuvollziehen, wenn sie sich der Empathie verweigern, dann verwirken sie die Möglichkeit, über Kulturinstitutionen als Teil von vielfältiger Stadtgesellschaft überhaupt zu diskutieren.

Auf dem Festival Politik im Freien Theater sprach letztes Jahr in Freiburg als Gast der Bundeszentrale für Politische Bildung die Festivalmacherin Margarita Tsoumou, Mitherausgeberin des *Missy Magazine* und mittlerweile bekannt als glühende Kritikerin der deutschen Griechenland-Politik. Sie begann mit Ausführungen zu Jacques Rancières Thesen zum Politischen, die mein Interesse geweckt haben. Was wir für gewöhnlich als Politik verstehen, fasst der französische Philosoph mit dem Begriff Polizei. Es geht um eine Ordnung dessen, wer wo sichtbar ist und wer wo sprechen darf, wer welche Position besetzt und wo Zugang hat. Leider geht es im – mit Susan Neiman gesprochen – pragmatischen Tagesgeschäft der Kulturinstitutionen allzu oft um diese polizeilichen Fragen. Wer wird von wem in welche Position gehievt und darf dann was tun, darstellen oder sagen? Was sollte man lieber verschweigen, wenn man in der Position bleiben oder gar aufsteigen möchte?

Politisches Handeln hingegen wäre „der Widerstand jener sozialen Akteure“, für die in der „symbolische[n] Ordnung der Gemeinschaft der sprechenden Wesen“ keine Stimme vorgesehen ist. Ihre Stimmen mögen anfangs als bloßer Lärm wahrgenommen werden. An dem Punkte, wo sie sich aber Gehör verschaffen, findet wahrhaftige Politik statt. Politik öffnet also einen Raum des Dissens. Ich glaube, wir brauchen diesen Dissens. Wir brauchen ihn nicht als hippe, sexy Subversion, sondern als tatsächliche, als, *now excuse my French*, prophetische Widerrede.

Als Martin Luther King spüren mußte, dass viele amerikanische Geistliche seiner bürgerrechtlichen Haltung nicht nur die Solidarität verweigerten, sondern ihn des Extremismus beschuldigten, berief er sich in einem Brief aus dem Gefängnis von Birmingham auf den oben zitierten Propheten.

Was not Amos an extremist for justice when he said: „Let justice roll down like waters and righteousness like an ever flowing stream“?

– Tu mir das Geplärr deiner Lieder hinweg, dein Lautenspiel will ich nicht hören!

Es soll aber Gerechtigkeit aufrauschen wie Wasser und Wahrhaftigkeit wie ein unversiegbarer Strom!

An dieser Stelle sei bemerkt, dass der Prophet Amos natürlich nicht Kulthandlungen *per se* abschaffen wollte. Er hatte nichts gegen Musik oder Feste. Sein Problem war nur, dass in seinem Weltbild Musik und Feste einen Sinn und Nutzen für die Seele haben sollten, und der war nicht

gegeben, solange das Trankopfer im Tempel mit Wein vollzogen wurde, den man bei einem Verlierer der Gesellschaftsordnung gepfändet hatte. Anstelle solcher Kulthandlungen brauche es ein Aufrauschen der Gerechtigkeit wie Wasser, das erst den Sinn der Kulthandlungen wieder freilegt.

Martin Luther King macht also mit Amos eine Praxis der Politik gegenüber einer polizeilichen Praxis geltend, innerhalb derer ihm weiße Geistliche vorwarfen, sein Handeln sei nicht seinem Beruf gemäß.

Ich glaube aber, neben der Polizei sind wir heute noch einer weiteren Gefahr ausgesetzt, und diese möchte ich als Portfolio bezeichnen. Portfolio wäre ein Handeln im Kulturkontext, das primär darauf abzielt, mit meiner Arbeit mich selbst als Marke zu etablieren und zu verkaufen. Portfolio kolonisiert Momente der Politik und macht sie zu Polizei, weil es letztlich wieder darum geht, wer welche Positionen besetzt. Portfolio betreiben nicht nur böse weiße Männer, sondern als Konsequenz der alternativlosen Selbstvermarktung alle.

Das ist eine alte Weisheit von Regisseur René Pollesch: Die Künstlerin oder der Künstler fungiert als Idealbild des neoliberalen Selbst: „Das Egomodell vom Künstler ist im neoliberalen Zeitalter das Vorzeigesubjekt.“

Ich hoffe, mit diesen Ausführungen über die menschliche Beschaffenheit unserer Gesellschaft unter dem Diktat des Neoliberalismus konnte ich zeigen, dass die Frage nach Visionen für Kulturinstitutionen in der Stadtgesellschaft nicht primär auf innovative Konzepte zur organisatorischen Umgestaltung abheben darf, denn Umgestaltung steht und fällt mit den Menschen, die sie ausführen wollen. Angesichts der rapiden Eskalation rassistischer Gewalt macht es wenig Sinn, Visionen und Konzepte zu entwickeln, die einen mittelfristigen Wandel vorsehen, sofern sie sich überhaupt gegen den Widerstand der etablierten Entscheidungsträger*innen durchsetzen können, und – das ist entscheidend – zum Gelingen voraussetzen, dass der politische Rahmen grundsätzlich die erklärte Zielsetzung beibehält: (a) einer Gleichberechtigung aller hier lebender Menschen und (b) Teilhabe benachteiligter Gruppen an öffentlichen Einrichtungen. Das scheint mir derzeit nicht gesichert.

Selbstverständlich aber gibt es organisationsentwicklerische Ansätze, die dem Paradigma von Gleichberechtigung und Teilhabe besonders gut entsprechen, und in diesem Netzwerk haben sich Menschen zusammengefunden, die sie besser vertreten als ich es könnte:

Zu nennen wäre da zuvorderst die Forderung nach klarer Öffnung für *people of colour* in den Belegschaften, von den Gewerken über Ensemble und Dramaturgie bis in die Kulturpolitik.

Spannend finde ich auch das Modell Programmbeiräte oder andere Möglichkeiten, Intendanzstrukturen demokratischer zu gestalten.

Geschieht das im Sinne Rancièrescher Politik, nicht Polizei, kann da viel Raum für eine organischere Beziehung zwischen Stadtgesellschaft und Kulturinstitution entstehen.

Empathie

Insbesondere positive Erfahrungen habe ich dort gemacht, wo Künstlerinnen und Künstler *of color* als Bildende oder Workshopleitende rassismuskritische Kulturelle Bildung mit diversen Gruppen gestalten können. Diese Räume brauchen wir – als Gesamtgesellschaft – mehr denn je, denn, wie die Soziologin Naika Foroutan es ausdrückt:

„... spielt die vorurteilsbewusste Bildung nur eine untergeordnete Rolle in Deutschland. Wir brauchen eine Erziehung zu einer Empathie, die als Hemmschwelle für die Abwertung von anderen funktioniert. Gleichzeitig muss es automatisch wehtun im Herzen, wenn man irgendeine Form von Diskriminierung bemerkt.“

Dies in die Kulturelle Bildung zu transferieren dürfte nicht schwerfallen. Diskutieren Sie mit einer diversen Gruppe 16jähriger im Rahmen einer Stückentwicklung eine Stunde über die Polizeimeldung aus Perlach mit dem Hakenkreuz auf dem Auto. Sie werden neue Zugänge zum Absurden Theater eines Eugen Ionescu finden und besser verstehen, was er damit meinte, als er erzählte, wie in einem bestimmten Land nach und nach alle Leute zu Nashörnern werden und sich von Nashörnern regieren lassen.

Diskussionsprozesse auf Augenhöhe und rassismuskritische Ansätze können zu einer Entnashornisierung der Kulturellen Bildung beitragen. Denn diese ist gleichzeitig auch immer eine kulturelle Bildung der Bildenden, die von den Jugendlichen lernen – statt ihnen Inhalte und Lösungen vorzusetzen. Gayatri Spivak, Ikone der postkolonialen Theorie, sprach jüngst in Pakistan über ihre Lehrtätigkeit: “Do not let education join the Anthropocene – human activities hastening the extinction of the earth,” sagte sie. Lehrende dürften nicht versuchen, das Denken der Jugendlichen zu ändern. “You rearrange desires,” sagte sie. “That is why it is so important to know who you’re teaching.”

„Rearrange desires“ – Wünsche umordnen. Was Kulturelle Bildung also viel besser kann als politische Bildung, und meines Erachtens auch als die reine Kunst, ist – jetzt wieder mit Adorno gesprochen - „die Wendung aufs Subjekt“, also die Zuwendung zum Menschen als einer je einzigartigen Person, die unter der Schale der Identität, unter den Narben der Verhärtung, emotional zu einer liebevollen Würdigung des Anderen fähig *und* zu einem würdevollen Kampf um Gerechtigkeit und Liebe stark genug ist. Die Menschen, schreibt Adorno, „sind davon abzubringen, ohne Reflexion auf sich selbst nach außen zu schlagen.“ Und ich glaube, das kann das Medium der Kulturellen Bildung besonders gut.

Gleichzeitig betont er mit Nachdruck, „dass die Wiederkehr oder Nichtwiederkehr des Faschismus im entscheidenden keine psychologische, sondern eine gesellschaftliche Frage ist.“ Vom psychologischen, mithin subjektiven, ästhetischen Moment rede er „nur deshalb so viel, weil die anderen, wesentlicheren Momente dem Willen gerade der Erziehung weitgehend entrückt sind, wenn nicht dem Eingriff des Einzelnen überhaupt.“

Das klingt zunächst einmal sehr traurig, bringt aber eine notwendige Entlastung mit sich. Denn nicht die Kulturelle Bildung ist der „Schlüssel“ zu einer Stadtgesellschaft, die nicht von Rassismus zerfressen, von Hass, Dummheit und Egoismus vergiftet und vom Recht der ökonomisch Stärkeren erdrückt wird. Sie kann nur wenig ausrichten. Niemand darf von ihr erwarten, dass sie alles heilt, was Politik und Wirtschaft zerstören, was Alltagsrassismus und Konkurrenzdruck vergiften. Aber wenn sie *der* oder *ein* Bereich ist, in dem wir arbeiten, dann ist das ein Punkt, an dem wir ansetzen können und müssen.

Martin Luther King, der in mehreren wegweisenden Projekten der Kulturellen Bildung in den letzten Jahren eine Rolle spielte, kann uns noch auf einen weiteren Aspekt aufmerksam machen. Er schreibt in dem gleichen Brief:

Segregation, to use the terminology of the Jewish philosopher Martin Buber, substitutes an „I it“ relationship for an „I thou“ relationship and ends up relegating persons to the status of things. Hence segregation is not only politically, economically and sociologically unsound, it is morally wrong and sinful.

Die Ich-Du-Beziehung in der dialogischen Philosophie ist eng verwandt mit dem Begriff des Anderen, der heute in der postkolonialen Theorie so zentral geworden ist. Immer häufiger bemerken wir, wie Menschen Andere als ein Es wahrnehmen und behandeln, statt sie als Andere anzuerkennen.

Die Theaterwissenschaftlerin Fischer-Lichte spricht von der „leiblichen Ko-Präsenz in der Bühnensituation“ - eine Form des Umgangs miteinander, auch der Gemeinschaft von Akteur*innen und Zuschauer*innen, die einen Raum für Ich-Du Beziehungen anstelle von Ich-Es-Beziehungen bieten kann. Hier zum Beispiel besteht meines Erachtens eine direkte Korrelation zwischen der ethischen Forderung Bubers, der politischen Forderung Kings und der künstlerischen Beschaffenheit des Mediums Theater in der Kulturellen Bildung. Gerade im Ausagieren von Konflikten entwickelt diese Methode ihre Stärken:

Kunst und Kultur kann gut mit Extremen und Polarisierungen umgehen, weil sie immer auch ein Bereich des Auslotens, des Spielerischen ist. Dies ist ein anderes „Spielerisches“ als bei Computerspielen. Aber die Schnittmengen und Differenzen werden ebenfalls in Projekten mit digitalen Medien erfolgreich verhandelt. Für den Bühnenraum z.B. ist Kohlhaas nicht das entsetzliche Beispiel für zerstörerischen Moral-Furor, das Laudenbach offensichtlich in ihm sieht, sondern bietet eine spielerisch überspitzte Haltung, aus dem Impuls des Verletztseins und Sichwehrens heraus ein schauriges Fiasko anzurichten.

Zudem kommt Naika Foroutans Bildung zur Empathie hier zum Tragen: Emmanuel Lévinas, der anstelle von Bubers Ich-Du den Begriff des Anderen gesetzt hat, spricht von „ethischem Widerstand“;

„der Mensch ist das Unzerstörbare, das zerstört werden kann.“ Denn in der physischen Verletzlichkeit gegenüber Gewalt bekundet sich die ethische Unverletzlichkeit eines jeden Menschen. Im Kampf – also auch im Bühnenkonflikt - stoße ich auf „den moralischen Widerstand des Gesichts (des Anderen) gegen die Gewalt des Mordes.“ Dies kann im Rahmen der Kulturellen Bildung sehr

konkret erlebbar werden. Eine solche Programmatik gegenüber Jugendlichen, die in Zeiten aufwachsen, in denen die Zerstörung des Anderen als naheliegendste Handlungsform eine Renaissance feiert und rassistische Gewalt beinahe straffrei zu werden droht, wäre meine – nicht apokalyptische, sondern prophetische - Vision für die Arbeit von Kultureinrichtungen in der Stadtgesellschaft.

Es soll aber Gerechtigkeit aufräuschen wie Wasser und Wahrhaftigkeit wie ein unversiegbarer Strom!

Herausgeber:
Stiftung Genshagen
Kunst- und Kulturvermittlung in Europa
Christel Hartmann-Fritsch

Am Schloss 1
14974 Genshagen
03378 8059 31
institut@stiftung-genshagen.de

www.stiftung-genshagen.de

Autor: Oliver Kontny

Alle Rechte vorbehalten. Abdruck oder vergleichbare Verwendung von Arbeiten der Stiftung Genshagen ist, auch in Auszügen, nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung gestattet. Dieser Text gibt ausschließlich die Meinung des Autors und nicht die Position der Herausgeber und Veranstalter wieder.

©Stiftung Genshagen, 2016

Dieser Text entstand im Rahmen des vierten Netzwerktreffens Kulturelle Bildung und Integration 2015 und dessen Dokumentation, gefördert durch: